

Ansprache zur Gründung der Fakultät für Psychologie an der Universität Basel

(Klaus Opwis, Leonhardskirche, 26. Mai 2003)

Nur soviel sei gesagt: Die Psychologie als eigenständige Disziplin hat in Basel eine zwar kurze, aber traditionell bewegte und dynamische Geschichte. Vor 25 Jahren, per 1. Januar 1978, wurde das Institut für Psychologie der Universität Basel gegründet. Schwerpunkte waren die Allgemeine Psychologie unter der Leitung von Gerhard Steiner und die Klinische Psychologie unter der Leitung von Viktor Hobi. Ich selbst wurde per 1. Oktober 1997 zum Ordinarius für Allgemeine Psychologie und Methodologie gewählt, nach dem Wechsel von Walter Perrig an die Universität Bern. Die Wiederbesetzung des Ordinariats für Klinische Psychologie und Psychotherapie erfolgte per 1. Oktober 1999 durch Jürgen Margraf und per 1. April 2002 konnte das neu geschaffene vierte Ordinariat für Sozial- und Wirtschaftspsychologie mit Michaela Wänke besetzt werden. Aktuell sind diese vier Ordinariate verantwortlich für die Ausbildung von rund 450 Studierenden. Die Psychologie ist an unserer Universität ein Fach mit grossen Zuwachs- und Wachstumsraten, schwierigen Betreuungsverhältnissen und einem ausgesprochen günstigsten Verhältnis von Einnahmen und Aufwendungen.

Die grossen Studierendenzahlen in der Psychologie bedeuten erhebliche finanzielle Einnahmen für die Universität. Die Psychologie ist wirtschaftlich betrachtet eine Erfolgsgeschichte der Universität. Wir hoffen, dass dies so bleibt, aber wir möchten selbstverständlich auch, dass dieser Erfolg verstärkt dort sichtbar wird, wo die Leistungen dafür erbracht werden - also in der Ausbildung der Studierenden der Psychologie.

Wir werden oft gefragt, woher das grosse und seit Jahren ungebrochen zunehmende Interesse für die Psychologie kommt. Im Verständnis der meisten Menschen - und vermutlich auch vieler Anwesenden - ist die wissenschaftliche Psychologie - um es zurückhaltend zu formulieren - ein eher geheimnisvolles Fach: Wieso wollen so viele junge Menschen dieses Fach studieren? Was machen die vielen von der Universität ausgebildeten Psychologinnen und Psychologen nach ihrem Studium? Was haben sie in ihrem Studium gelernt? Ja kann man so etwas wie Psychologie überhaupt an einer Universität lernen?

Ich möchte nicht versuchen, diese Fragen direkt zu beantworten - dazu finden Sie zahlreiche Informationen in unseren offiziellen Unterlagen zum Studium -, sondern indirekt, aus der Perspektive des von mir vertretenen Teilbereichs der Allgemeinen Psychologie und Methodologie.

Ich bin als Profi das, was ich auch als Amateur wäre: ich bin Psychologe.

Wir alle sind in unserem Alltag Psychologinnen und Psychologen. Unsere Kompetenz, eigenes und fremdes Erleben und Verhalten zu beschreiben und zu erklären, ist - bei allem unterschiedlichen Talent - eine höchst beachtliche und überaus wichtige Fähigkeit - lange bevor die Sozialkompetenz als Kriterium für die Wahl von Professuren entdeckt wurde. Als Profis sprechen wir hier von der Alltagspsychologie, manchmal auch ein wenig abschätzig von der naiven Psychologie oder der Populärpsychologie.

Als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist diese Alltagspsychologie selbst durchaus interessant, aber sie zählt eher nicht zu den förderungswürdigen Gebieten aktueller Forschung.

Wenn in wissenschaftspolitischen Diskussionen von solchen vielversprechenden und förderungswürdigen Gebieten gesprochen wird, so wird immer wieder und zu Recht auf die life sciences verwiesen, die Wissenschaften vom Leben.

Der dort erreichte Stand des Wissens ist ohne Zweifel beeindruckend: Bestimmte Verhaltensleistungen von Tieren gelten als praktisch vollständig erklärt. In Einzelfällen ist es möglich, die dem beobachtbaren Verhalten zugrundeliegenden Prozesse der Informationsverarbeitung über verschiedene Ebenen hinweg vom Verhalten bis zu den molekularen Vorgängen nahezu lückenlos anzugeben. Ein eindrucksvolles Beispiel ist das Lernen bei der Meerschnecke *Aplysia*.

Auch Teilleistungen komplexer Gehirne können heute erfolgreich auf neuronaler Ebene analysiert werden. Hierzu zählen die Vorverarbeitung von Sinnessignalen, das Erkennen von Mustern und Farben, einfache Lern- und Gedächtnisleistungen und die Planung von Handlungsfolgen.

Die Hirnforschung ist dabei, auch für das menschliche Erleben und Verhalten enge Beziehungen zwischen Strukturen und Funktionen darzustellen. Ganz wesentlich war hierfür die Entwicklung bildgebender Verfahren. Heute lassen sich mentale Prozesse wie das Abrufen von Gedächtnisinhalten, das Wahrnehmen von Bildern und Szenen, das Sprechen oder Sprachverstehen, das Planen von Handlungen bestimmten Hirnregionen zuweisen.

Psychologische Modelle und Vorstellungen über die Struktur und Repräsentation geistiger Vorgänge können auf diese Weise mit Strukturen und Abläufen im Gehirn in Verbindung gebracht werden. Wir - und damit meine ich jetzt tatsächlich die wissenschaftliche Psychologie - wissen heute beispielsweise, dass es nicht ein einheitliches menschliches Gedächtnissystem gibt, sondern unser Gedächtnis verschiedene Arten von hochspezialisierten, miteinander vernetzten Gedächtnissystemen umfasst: Ein semantisches Gedächtnis, das wir brauchen, um unser individuelles Welt- und Kulturwissen zu benennen und zu versprachlichen; ein episodisches Gedächtnis, das es uns ermöglicht, eigene Erfahrungen und Erlebnisse zu erinnern; ein prozedurales Gedächtnis, welches das Erlernen und Reproduzieren motorischer Fertigkeiten ermöglicht, etwa das Spielen eines Musikinstruments oder auch das Velofahren; ein räumliches Gedächtnis, ohne das wir uns weder in der eigenen Wohnung noch in der Welt draussen orientieren und zurechtfinden können; ein implizites Gedächtnis, das ohne bewusste Kontrolle neue, verhaltensbeeinflussende Assoziationen schafft.

Neuropsychologische Untersuchungen haben gezeigt, dass diese unterschiedlichen Erinnerungsleistungen als Folge von Läsionen in unterschiedlichen Hirnregionen spezifisch ausfallen können. Die dokumentierte Vielfalt von Amnesien reicht von kompletten Ausfällen ganzer Systeme über den Ausfall von Teilsystemen bis hin zu höchst spezifischen Ausfällen, etwa das Nicht-länger-benennen-Können von Pflanzen oder alltäglichen Gebrauchsgegenständen.

Weitere eindrucksvolle Beispiele für Verbindungen zwischen Neurobiologie, Medizin, Informatik und Psychologie liefern die Wahrnehmungsforschung oder die Sprachforschung. Wir können heute sehr genau angeben, welche Strukturen und Prozesse bei der Betrachtung eines Holbein-Porträts beteiligt sind oder beim Hören und Verstehen eines Satzes. Wir können auch die zeitliche Abfolge und Synchronisation der komplexen ineinandergreifenden Teilprozesse sehr genau angeben.

Im Bereich der life sciences ist eine faszinierende Konvergenz vormals getrennter Wissensbereiche zu beobachten - und ich möchte Ihnen die Idee mitgeben, dass die

Psychologie mit ihrem experimentell-methodischem Know-How, mit ihren reichhaltigen theoretischen Vorstellungen und Modellen und mit ihrem fundierten Wissen über menschliches Erleben und Verhalten hier nicht nur ein wichtiger Partner sein kann, sondern dass sie dies in vielen Bereichen bereits ist. Die Psychologie beschäftigt sich als Wissenschaft seit jeher mit dem menschlichen Erleben und Verhalten, aber sie hat in der interdisziplinären Kooperation der letzten Jahre enorme Fortschritte gemacht. Das Verstehen des Zusammenwirkens von neuronaler Hardware und mentaler Software, von Gehirn und Geist ist eine der faszinierenden wissenschaftlichen Herausforderungen.

Einige werden hier Einspruch anmelden wollen: Ist dies nicht eine allzu reduktionistische Perspektive auf den Menschen. Wo bleibt die menschliche Individualität, der Blick auf das menschliche Seelenleben in seiner Einmaligkeit und Vielfalt? Wo bleiben Phänomene wie Bewusstsein und freier Wille? Wo bleibt die soziale und kulturelle Formung des Menschen? Der Mensch darf und kann nicht auf Neurobiologie, Informationsverarbeitung und Verhalten reduziert werden. Diese Fragen führen geradewegs in die Diskussion des Mit- und Gegeneinanders von Geistes- und Kulturwissenschaften auf der einen und von Verhaltens- und Neurowissenschaften auf der anderen Seite.

Selbstverständlich ist die Reflexion über die Grundannahmen unserer Forschung wichtig und notwendig. Die wissenschafts- und erkenntnistheoretische Diskussion sollte nicht so geführt werden, dass die eine oder andere Betrachtung ein Primat für sich beansprucht. Und es bleibt eine Tatsache, dass die verhaltenswissenschaftlich orientierte Psychologie heute national und international unangefochten und mit grossem Erfolg vollzogen wird.

Die wissenschaftliche Psychologie hat aber nicht nur in ihren Grundlagen enorme Fortschritte zu verzeichnen, sondern auch in ihren Anwendungen.

Im vergangenen Jahr vergab die Akademie der Wissenschaft in Stockholm einen Nobelpreis an den Psychologieprofessor Daniel Kahneman (68) für seine Arbeiten auf dem Gebiet der psychologischen Wirtschaftswissenschaften.

In der Begründung der Akademie heisst es u.a., Kahneman habe Einsichten aus der psychologischen Forschung in die wirtschaftswissenschaftliche Analyse integriert. Er habe die Wirtschaftswissenschaften vorangebracht, indem er das Entscheidungsverhalten von Menschen besonders auch unter psychologischen Gesichtspunkten untersucht habe.

Kahneman hat in seinen Arbeiten gezeigt, dass Personen sich häufig nicht rational entscheiden, zumindest nicht so, wie es die traditionellen Wirtschaftstheorien zum homo oeconomicus postulieren. Nicht-rationales Entscheiden darf allerdings nicht verwechselt werden mit zufälligem, unsystematischem oder irrationalem Verhalten. Entscheidungen werden nicht unbedingt besser, wenn man immer mehr Information in immer komplexerer Weise miteinander integriert. Unsere menschliche Fähigkeit der Informationsverarbeitung ist in vielerlei Hinsicht begrenzt und in vielen Situationen ist der Grundsatz „weniger ist mehr“ geradezu unsere einzige Möglichkeit für ein situationsangemessenes Verhalten.

Vielleicht fragen sich einige unter Ihnen: Und wo sind die psychischen Störungen und Probleme geblieben, der vermeintliche Kernbestand psychologischen Fachwissens?

Natürlich sind psychische Störungen, ihre Ursachen und ihre Entstehung, ihre Diagnose und Therapie zentrale Bestandteile psychologischen Fachwissens. Aber die Klinische Psychologie und Psychotherapie bewegt sich nicht im luftleeren Raum, sondern basiert auf den Ergebnissen der Grundlagenforschung und nutzt die methodischen Möglichkeiten und Entwicklungen des Faches ebenso wie dies die anderen Bereiche der Psychologie tun.

Lassen Sie mich zusammenfassen und zum Ende kommen. Die moderne wissenschaftliche Psychologie ist gekennzeichnet durch eine grosse Vielfalt an Inhalten und Themen und zugleich durch international einheitliche methodische Standards auf der Grundlage einer fundierten Ausbildung.

Die Psychologie als Wissenschaft befindet sich auf dem Weg zu neuen Einsichten in alte Fragen, mit weit reichenden individuellen, aber auch sozialen und gesellschaftlichen Konsequenzen.

Die Neugier des Menschen, etwas über sich selbst zu erfahren, ist unstillbar. So notierte es schon Aristoteles vor über 2000 Jahren. Wohin auch immer uns diese Neugier führen wird, wir sind überzeugt, dass die Psychologie eine wichtige Rolle bei der künftigen Erforschung dieser Neugier spielen wird - und persönlich bin ich überzeugt, dass die Bedeutung der Psychologie grösser sein wird, als wir es uns heute vorstellen können.

Die Entwicklung von Neuem kann häufig nur mit Veränderungen beim Alten erreicht werden und wir wissen alle, dass diese Prozesse nicht immer ohne Meinungsunterschiede und Konflikte ablaufen. Als neue Fakultät haben wir neue Möglichkeiten, unseren Beitrag zur künftigen Entwicklung auch der Universität Basel zu leisten. Wir wollten und wir wollen diese Verantwortung und wir wollen sie wahrnehmen - auch zum Wohle der gesamten Universität Basel.